

Predigt zu Ezechiel 34, 1-16.31 – Sonntag „Misericordias Domini“ (18.4.2021)

Liebe Gemeinde, liebe Leserinnen und Leser,

das Bild vom Hirten und seiner Herde ist ein sehr altes Bild, auf der einen Seite eher befremdlich, auf der anderen Seite doch irgendwie vertraut. Wir kennen dieses Bild eigentlich kaum noch aus eigener Erfahrung. Zwar hat bestimmt Jede und Jeder von uns schon einmal eine Schafherde mit Hirten gesehen, aber wann mag das gewesen sein? Und heute gibt es das in unseren Breiten wohl auch eher selten, ein Hirte, der mit seiner Herde von Weideplatz zu Weideplatz wandert. Aus der Bibel kennen wir das Bild vom Hirten und seiner Herde sehr gut, es taucht an vielen Stellen in der Bibel auf, was aber auch kein Wunder ist, denn die Bücher der Bibel wurden in einer Zeit geschrieben, wo das noch alltäglich war. Die Lebenswelt der Menschen in der Bibel ist geprägt von Viehzucht und Nomadentum. Es war damals in biblischer Zeit selbstverständlich, dass eine Bauernfamilie eine Schafherde besaß, die von Hirten betreut wurde. Und so wundert es auch nicht, dass dieses Bild von den biblischen Autoren aufgenommen wurde, um ihre Geschichten zu erzählen. Der Beruf des Hirten war damals einer der härtesten Berufe, die es gab. Man war draußen, bei jedem Wetter, egal ob sengende Sonnenhitze oder bittere Kälte, man war den Naturgewalten ausgesetzt. Dazu kam die Gefahr durch wilde Tiere, die eine Herde plötzlich überfallen konnten, und auch durch Viehdiebe, die es auf Fleisch und Fell der Tiere abgesehen hatten. Obendrein war der Hirtenberuf auch noch der mit am schlechtesten bezahlte Beruf. Das alles führte oft dazu, dass Hirten ihre Arbeit nicht so ganz ernst nahmen. Hesekiel schildert es uns sehr drastisch: Sie ließen die Herde im Stich, wenn Gefahr drohte, um ihr eigenes Leben zu retten. Sie bereicherten sich an der Herde, nahmen für sich, was sie gerade brauchten, sei es Milch, Wolle oder sogar Fleisch. Dem Bauern oder Besitzer der Herde konnte man ja sagen, wilde Tiere hätten die Schafe gerissen. Hirten galten als raue Kerle. Im Kontrast dazu beschreibt die Bibel immer auch wieder, was einen guten Hirten ausmacht, nämlich einer, der sich kümmert, der einem verlorenen Tier folgt und es sucht, der die kranken Tiere versorgt, der die Herde immer wieder zu einer neuen Wiese und zu frischem Wasser führt. Und

als solch ein Hirte wird dann gern auch Gott gesehen bzw. Jesus, der sich selbst sogar als guter Hirte bezeichnete. Und das Bild vom guten Hirten, das ist uns dann irgendwie doch auch vertraut. Sicher, da gab es noch diese Menschen aus der Weihnachtsgeschichte, denen die Engel die frohe Botschaft als Erste verkündigten, und dann auch noch solche Texte wie hier Hesekiel, aber so schön und vertraut ist doch eher das Bild vom guten Hirten aus Psalm 23, der zu diesem Sonntag immer dazugehört: Gott, der uns führt, und Jesus, der uns zu sich und zum Vater führt wie ein guter Hirte. Das ist eine schöne Vorstellung, irgendwie romantisch, Bilder aus der Kindheit kommen mir wieder in den Sinn, der Hirte mit der Flöte, eine fromme Weise spielend, der gutmütige alte Mann mit Bart und Hirtenstab, der ein Lämmlein im Arm hält, so etwas Geborgenes, Liebliches, ach wie schön! Ich erinnere mich noch gut: Wir hatten als Kinder einen Wandbehang in unserem Zimmer hängen, darauf war der Mond als Hirte dargestellt, der die Sterne wie Schäfchen auf seiner blauen Flur weidet, Sie alle kennen bestimmt dieses wunderbare Lied vom Mond „Wer hat die schönsten Schäfchen...“.

Das Bild vom Hirten und seiner Herde musste auch lange Zeit erhalten für die Beschreibung des Verhältnisses zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde. Der lateinische Begriff „Pastor“ heißt ja auch übersetzt „Hirte“. Und manchmal habe auch ich mich dabei ertappt, wie ich von meinen „Schäfchen“ gesprochen habe, wenn ich Freunden etwas aus der Gemeinde erzählte. Eigentlich haben wir dieses Bild längst hinter uns gelassen, zumindest vom Kopf her, denn in einer Kirche, die Jesus als den einen guten Hirten bekennt und das Priestertum aller Getauften predigt, kann es keine Pastoren mehr geben. Und doch ist das Bild vom Hirten aussagestark geblieben, es ist emotional positiv besetzt. Es hält die Sehnsucht wach nach einem, der gibt, was wir zum Leben brauchen, die Sehnsucht nach Geborgenheit, Verlässlichkeit und Orientierung. Viele positive Konnotationen schwingen in dem Bild mit: Versorgung, Fürsorge, Geleit, Schutz. Da kann man tausendmal erklären, dass das Presbyterium die Gemeinde leitet. Bei Vielen ist das so im Kopf: Der Pastor ist der Hirte und sagt, wo es langgeht. Diese Erwartung wird oft an mich herangetragen, so erlebe ich es in Seelsorgegesprächen, und so wünschen es sich manche Mitarbeitende, eine verlässliche

Person, die die Richtung angibt. Doch ich muss und werde auch immer wieder sagen: Ich werde diese Erwartung nicht erfüllen können. Und keine meiner Kolleginnen und keiner meiner Kollegen wird das tun können, erst recht nicht angesichts der bevorstehenden Pensionierungswelle. Natürlich ist es oft viel einfacher, wenn nur Eine oder Einer das Sagen hat. Viele Entscheidungsfindungsprozesse können damit sehr schnell abgeschlossen werden. In der Katholischen Kirche spricht der Papst „ex cathedra“, und daran hat sich alles zu halten. Der Bischof gibt die und die Weisung, und so wird es gemacht. Das ist in der Evangelischen Kirche nicht möglich, denn sie baut sich nicht wie die Papstkirche von oben nach unten auf, sondern von unten nach oben, demokratisch. Und das ist gut so, weil die Mitglieder der Evangelischen Kirche davon überzeugt sind. Jeder getaufte Christ ist Priester, Bischof und Papst, und doch hat nicht jeder allein das Sagen, sondern gibt seine Stimme ab zur Bildung einer Mehrheit. Die Mehrheit der Stimmen, der größte gemeinsame Nenner ist das, was die Gemeinschaft trägt. Und in dieser Gemeinschaft, in solch einem demokratischen Gemeinwesen kann das Bild vom Hirten und seiner Herde nur problematisch wirken. Eine klare Trennung zwischen denen, die führen, und denen, die geführt werden, ist durch die Werte der Mitbestimmung und Mitverantwortung nicht möglich oder zumindest erschwert. Die Demokratie ist einer der höchsten Werte unserer Gesellschaft, und ich denke, immer noch die beste Staatsform. Und das aus Überzeugung und vor allem aus Erfahrung. Wir wissen, was passiert, wenn Menschen auf einmal sagen: Führer, befehl, wir folgen. Und stellen Sie sich mal gewählte Politiker als Hirten vor? In der Rede vom Landesvater oder dort, wo von der Fürsorgepflicht des Staates gesprochen wird, mag dieses Motiv ja vielleicht noch anklingen, aber mehr ist es auch nicht.

Der Prophet Hesekeel schimpft im Namen Gottes über die Hirten Israels. Er kündigt den führenden religiösen und politischen Machthabern in Israel das Strafgericht an. Im Jahre 587 v. Chr. wurde Israel von den Babyloniern erobert, die Stadt Jerusalem wurde samt heiligem Tempel zerstört, die soziale Oberschicht des Volkes wurde ins Exil gefangen geführt. Die Schuld dafür gaben die Propheten und so auch hier Hesekeel den damaligen Machthabern Israels. Hesekeel verwendet den Hirtentitel als kriti-

schen Maßstab. Er wirft den Mächtigen vor, dass sie sich selbst weiden, selbst den Rahm abschöpfen, ihre Macht zum eigenen Vorteil missbrauchen und die Herde ausbeuten. Sie nehmen die Gefährdungen der Herde nicht wahr und vernachlässigen ihre Fürsorgepflicht gegenüber den Schwachen. Wo Herrschende ihr Hirtenamt auf diese Weise missbrauchen, geht die Herde vor die Hunde. Die Entsolidarisierung in Israel lässt immer mehr Menschen zum Fraß für wilde Tiere werden. Schneller als zuvor werden Schwache zur Beute der Stärkeren. Die Hirten als die Führer Israels haben aus Verantwortungslosigkeit und Machtgier das Volk in die Katastrophe geführt.

In der Haut solcher Hirten möchte ich nicht stecken, denn sie müssen ein hartes Urteil über sich ergehen lassen. Allerdings möchte ich auch nicht Mitglied einer hirtlosen Herde sein. Was die Eigendynamik einer Herde bewirken kann, ist oft verheerend. Wir kennen die Gewalt, die von einer Gruppe ausgehen kann, die keiner mehr zügelt und im Griff hat. Wir wissen, wie gefährlich Hysterie und Panik für eine größere Masse Menschen werden kann. Und wir ahnen, wie anarchistisch es zugehen kann, wenn eine Gruppe ohne Leitung ist. Jede Gruppe braucht Leitung, sei es eine Regierung, eine Fußballmannschaft, ein Presbyterium, ein Frauengesprächskreis, eine Konfirmandengruppe oder ein Chor. Ohne Leitung funktioniert es nicht. Menschen können noch so mündig und verantwortungsbewusst sein, in einer Gruppe gehen Mündigkeit und Verantwortungsbewusstsein des Einzelnen nicht selten unter. Und so schimpft Hesekiel ja dann auch sehr massiv über die Herde. Er brandmarkt nicht nur das Fehlverhalten der Führungsschicht, sondern auch Ungerechtigkeiten in der Herde. Schlechte Beispiele färben ab. Alle stehen in der Versuchung, Andere zu übervorteilen. Es gibt für fast Jeden noch Schwächere. Nicht selten sind die Schafe einer Herde Übergriffen aus der eigenen Reihe ausgesetzt. Wie fies können Menschen sein zu ihresgleichen. Wie fies können Menschen gerade aus ein und derselben Gruppe zueinander sein, denn wo man sich gut kennt, weiß man auch, wo man sich gut gegenseitig verletzen kann. Wie oft gibt es nörgelnde und rechthaberische und besserwisserische Menschen, die ihren Mitmenschen das Leben schwermachen. Und wie oft gibt es Schafe einer Herde, die so laut und so oft blöken, dass ihrem Hirten die Ohren wehtun. Sie brauchen Leitung und Begleitung.

Jeder einzelne Mensch braucht in seinem Leben Leitung und Begleitung. Viel lerne ich durch Erfahrung, aber besser lerne ich durch Menschen, die mir Orientierung geben können. Wenn ich bestimmte Regeln und Werte nicht vorgelebt bekomme, wie soll ich sonst die Chance bekommen, sie zu lernen und für mich anzunehmen? Schauen wir auf die Kinder: Sie werden in ihrem Leben nicht so schnell so weit kommen, wenn sie nicht Schritt für Schritt behutsam an die wichtigen Dinge im Leben herangeführt werden. Sie werden von dem lernen, was Eltern und andere Erwachsene ihnen vorleben. Sie werden das für sich annehmen, was sie von ihrer Familie, ihren Freunden und der Gesellschaft vermittelt bekommen. Jeder Mensch wird geprägt durch die Erfahrungen, die er mit anderen Menschen macht. Und jeder Mensch ist dabei Schaf und Hirte. Jeder Mensch bedarf der Führung und jeder Mensch muss in seinem Leben selbst Führung übernehmen. Doch immer nur auf Zeit. Macht muss wahrgenommen werden, Leitung muss übernommen werden. Doch niemand ist dabei immer nur Hirte, dem alle Anderen gehören und der allen Anderen sagt, wo es langgeht. Und niemand ist dabei immer nur ein naives Herdentier. Auch wenn ein Mensch oft Teil seiner Herde ist und das auch nicht loswird, so steht er oder sie doch immer als Einzelne/r vor Gott und den Menschen und muss sich seiner bzw. ihrer Verantwortung für sich und das eigene Leben und für Andere und ihr Leben bewusst sein.

Das Bild vom Hirten und seiner Herde passt also nicht mehr hundertprozentig zu unserer Gesellschaft, und es passt nicht zu unserer Kirche. Und doch bleibt die Frage nach dem richtigen Hirten. Der Hesekieltext gibt uns die richtige Antwort. Es ist Gott selbst, der unser aller Hirte ist. Gott lässt seinen Propheten verkündigen: Ich habe alle Hirten des Volkes abgesetzt. Ich fordere meine Herde von ihnen zurück. Sie können nicht länger meine Hirten sein, sie sollen nicht länger mein Volk ausbeuten. Ich bin jetzt selbst ihr Hirte und Sorge für sie. Gott schenkt jedem Menschen verschiedene Gaben, mit denen es gelingt, die jeweiligen Aufgaben im jeweiligen Lebensbereich wahrzunehmen und zu bewältigen. Doch die Gesamtleitung behält Gott. Gott ist mein Hirte. Das ist unser Vertrauen. Wie aber übt dieser Hirte sein Amt aus? Darauf gibt der Text keine direkte Antwort. Hesekiel erzählt, was der gute Hirte tut, nicht aber,

wie er es macht. Deutlich wird, dass er keine anderen Menschen mehr als Hirten einsetzen wird – weder im politischen noch im kirchlichen Bereich, und wenn, dann nur für begrenzte Zeit. Wie aber nimmt er selbst die pastoralen Aufgaben wahr? Er greift nicht von oben ein. Er wirkt überall dort, wo Gerechtigkeit Gestalt gewinnt, Zuwendung geschieht und Solidarität und Geborgenheit erfahrbar werden. Im Reden und Handeln Jesu hat Gott damit einen Anfang gesetzt. Seitdem schenkt er uns unablässig Zeichen seiner Nähe und Fürsorge. Und er schenkt uns das, was den vermeintlichen Hirten dieser Welt und unserer Gesellschaft weithin fehlt: Den umsichtigen und vorsichtigen Weitblick, der statt nur der Teile das Ganze sieht, sich nicht auf Details fixiert, sondern sich um Überblick bemüht. Ein Blick, der das logische Kalkül mit Gespür und Intuition verbindet, der hinter der Komplexität das Elementare sieht. Gott schenkt uns Weisheit. Er schenkt uns Mut, Dinge zu ändern, die wir ändern können. Er schenkt uns Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die wir nicht ändern können. Und er schenkt uns Weisheit, das Eine vom Anderen zu unterscheiden. Darin erweist er sich als der gute Hirte. Gott geht mit uns. Bei ihm sind wir wunderbar geborgen. Er leitet und begleitet uns. Das ist mein „Hirtenwort“ für diesen Sonntag. Mehr möchte ich nicht sagen oder sein. Aber ich ermutige Sie und Dich ausdrücklich, hin und wieder auch mal das Hirtenamt auszuüben, den Mund aufzumachen und Anderen Orientierung zu geben, ganz im Sinne des Priestertums aller an Gott Glaubenden. Amen.